

Post aus der Eiszeit

Ein Besuch in Port Lockroy (Goudier Island 64°49 S 63°30 W)

Schneestürme im Sommer, kalbende Gletscher, hunderte von Pinguinen, Wale und Sonnenuntergänge zwischen bizarren Eisbergen. Man spürt Meersalz auf den Lippen und beginnt unmerklich zu frösteln. Aber es ist nicht nur das Naturerlebnis, das mich an diesem Morgen des Südsommers 1999/2000 nach Port Lockroy zieht. Hier wird im Schatten mächtiger Gletscherberge das wohl schönste Postamt in der Antarktis betrieben. Wohin auch sonst mit den Postkarten in der Antarktis? Hier gibt es einen Postvertrieb. Man kann seine Briefe in der weißen Wunderwelt einfach so in den Briefkasten werfen und auch damit rechnen, dass sie bei den Lieben zu Hause ankommen. In Port Lockroy ist das und vieles andere möglich.

Die historische Antarktisstation Port Lockroy auf der Insel Goudier an der Südwestlichen Antarktischen Halbinsel gehört zu den beliebtesten Besucherzielen auf dem Weißen Kontinent. Schon ihre Geographische Position läßt bei Vielen Fernweh aufkommen: 64°49 Südliche Breite und 63°29 Westliche Länge verheißen frostiges Abenteuer pur.

Die kleine Insel Goudier mit ihrer geschützten Bucht und dem pittoresken dunklen Holzhaus duckt sich vor der Kulisse massiger Gletscher und der Bergspitzen der „Seven Sisters“. Das Fernglas am Auge machen wir auf den Eisschollen in der Bucht vereinzelt Seeleoparden aus; sie dösen. Eisberge gleiten lautlos an uns vorbei. Türkisgrün ist das Wasser an ihren Rändern und wir erinnern uns daran, dass Eisberge ein interessantes Doppelleben führen und uns nur den neunten Teil ihrer Eismasse zeigen, der Rest schwebt unter Wasser. Das Licht wird von diesem versteckten Körper an die Meeresoberfläche zurückgeworfen und ist blaugrün.

Unser Kapitän entscheidet, außerhalb der Bucht zu driften. Mit einem Tiefgang von fast 6m, läßt das Schiff nicht viel Spielraum für Experimente und treibenden Eisbergen kann er so ohnehin besser ausweichen. Über den Bordlautsprecher werden wir zur Steuerbordgangway beordert und machen uns für unseren Landgang im Zodiac fertig. Die großen Gummiboote wurden erstmals von Jacques Cousteau auf Expeditionen eingesetzt und haben sich seither überall auf Expeditionsfahrten als praktische und wendige Gefährte

durchgesetzt. Mit dem Zodiac kann man nicht nur dicht an die Küste heranfahren, sondern auch problemlos an jeder Art Strand anlanden. Warm verhummt und mit Schwimmweste versehen stehe ich in der Schlange, warte darauf, aufgerufen zu werden. Die See ist aufgewühlt als ich den schwankenden Laufgang zum Zodiac hinuntersteige. Kabbellige Wellen schlagen an den Landeponton und lassen das schwarze Gummiboot tanzen. Wie auf einer Krämerwaage liegt bald der Ponton, bald das Boot bedrohlich höher. Soll ich das Zünglein an der Waage sein? Seemann Sergey steht mit helfender Hand bereit. Vierschrötig hat er das Bootstau gepackt, faßt mich sicher am Unterarm: schiebt mich vorwärts. Auch der Zodiacfahrer bietet seinen Arm zum Seemannsgriff. Ein Schritt noch und es ist geschafft. Im fahrenden Boot schlägt mir die Kälte ins Gesicht – heftig, beißend. Es schneit kaum merklich. Die Luft ist so trocken, dass die Schneeflocken als perfekte, sechseckige Sterne auf unseren Parkas kleben bleiben.

Zodiac-Fahrer Victor laviert das Boot sicher durch die dichten Eisschollen zum Strand. Schon beim Näherkommen faszinieren uns die kehligen Schreie seiner kleinen Einwohner. Port Lockroy ist flächendeckend von Pinguinen besiedelt und die machen einen Höllenlärm. Die kurzen Kerle – sie sind etwa 60 cm groß und wiegen um die 6kg – bauen ihre Nester aus Steinen, denn Pflanzenmaterial finden sie hier nicht. Sie legen zwei fast runde Eier mit einer rauhen blau-weißen Schale, die dann einen Monat lang abwechselnd von Männchen und Weibchen ausgebrütet werden. Bei unserer Ankunft können wir schon viele, zarte Küken ausmachen, die unter Vaters oder Mutters Bauch frech hervorlugen. Einige der ausgewachsenen Vögel haben sich als Begrüßungskomitee an der Landestelle zusammengefunden und stehen Stationsleiter David Burkitt vor den Füßen. Ein besonders vertrauensvolles Tier hat sich an den zweiten Mann der Station, den Biologen Norman Cobley, furchtlos angelehnt. Der junge Mann aus Norfolk lächelt über unsere erstaunten Gesichter; hält uns helfend eine Hand zum Ausstieg hin und meint: „Hier, in Port Lockroy könnt Ihr die Besucherregel mit dem Mindestabstand von 5 Metern zwischen Mensch und Tier ruhig vergessen. Geht bitte einfach vorsichtig und sehr langsam zwischen den Pinguinen durch, dann erschrecken sie auch nicht.“ Hundert Meter sind es bis zur Station,

aber wir kommen nur stockend voran. Es herrscht reges Treiben auf dem schneebedeckten Pfad zur Eingangstür. Zahlreiche Pinguine sind zum Wachwechsel und zur Fütterung der Jungen aus dem Meer zurückgekehrt, andere Tiere vertreiben sich die Zeit damit, ihren lieben Nachbarn die Steine aus dem Nest zu rauben. Wieder andere finden es interessanter uns Neuankömmlinge auszuspionieren und schrecken auch nicht davor zurück, ihre roten Schnäbel in unsere Jackentaschen zu stecken. Einer hat sogar einen Handschuh erwischt und zerrt ihn jetzt in sein Nest. Bei all der Ablenkung ist es gar nicht so einfach unseren beiden Gastgeber zuzuhören, die Wissenswertes über die Station erzählen.

Auf dem Weg zur Station erfahren wir, dass Großbritannien seit 1943 permanent in der Antarktis vertreten ist. In jenem Jahr organisierte die Royal Navy die Kampagne „Operation Tabarin“, deren Ziel militärische Aufklärung an der Antarktischen Halbinsel war. Funk- und Wetterstationen wurden eingerichtet – „Bransfield House“ auf Goudier Island, bekannter unter dem Namen „Port Lockroy“ war eine davon. Die Stationen sollten damals vor allem über mögliche Flottenmanöver Hitler-deutschlands informieren und nebenbei auch meteorologische Daten für die Marine sammeln. Mit Kriegsende wurden die nun nutzlosen Stationen von der Kriegsmarine zur Kostendämpfung an das Forschungszentrum der Falklandinseln, „Falkland Islands Dependencies Survey (FIDS)“ übergeben. Dieses wurde 1962 zum Britischen Antarktisinstitut „British Antarctic Survey (BAS)“ umstrukturiert. BAS fand zunächst keinerlei Verwendung für die kleine Forschungsstation auf Goudier Island und schloss „Bransfield House“ noch im selben Jahr. Das Gebäude blieb für lange Zeit dem Verfall ausgesetzt und wurde nur vereinzelt von Walfängern als Schutzhütte aufgesucht. Dafür fand jedoch jemand Anderes Gefallen an der kleinen Felseninsel. Eine ständig wachsende Zahl von Eselspinguinen wählte sie als Standort für Brutwerbung und Brutpflege. Im Laufe der Jahre war die Hütte allerdings dermaßen verrottet, dass sie zur Falle für die gefiederten Kolonisten werden konnte. Drahtseile und Glasscherben konnten ihnen gefährlich werden. 1996 gelang es dem Britischen Antarktisinstitut glücklicherweise mit der Restauration der Station zu beginnen. Finanzspritzen des Britischen Antarctic Heritage Trust halfen dabei, ein Team von Tischlern und Dachdeckern anzuheuern, die unter kundiger Leitung von David Burkitt mit den Aufräumarbeiten begannen. Das Dach der Station musste neu gedeckt

werden. Wände wurden erneuert und ergänzt, aber vor allem musste jede Menge Schutt von der Insel entfernt werden. David erinnert sich noch lebhaft an die Details und erzählt uns, dass es oft gar nicht so einfach war, „um die Pinguine herum zu arbeiten“. Der kürzeste Weg war nicht immer geradeaus, sondern im Slalom um die nistenden Vögel herum. Oft genug mussten die Männer innehalten, um den gefiederten Freunden die Vorfahrt zu lassen. Aber endlich war es soweit! Zum Ende des Südsommers konnten die Handwerker stolz den „Union Jack“ hissen und auf ein wahres Schmuckstück von Station blicken. Das Gebäude ist heute originalgetreu dunkelbraun angestrichen, die Fenster bilden dazu einen fröhlichen Kontrast in rot und weiß.

Die Holztür springt nach innen auf. Mein Blick fällt als erstes auf den leuchtend roten Briefkasten, der im Eingangsbereich neben dem alten Generatorraum hängt. Von ungeduldigen Besuchern nach vorn geschoben, gehe ich schnell weiter. Im „Bransfield House“ scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Der Radoraum sieht heute genauso aus, wie 1944. Eine Gaslaterne erhellt das alte Funk- und Morsegerät. Der Schreibblock und die Kladder mit Frequenzen und Kodewörtern sind vergilbt. Ein Bleistift, der vielleicht beim Dechiffrieren abgekaut wurde, liegt eingedellt aber einsatzbereit daneben. Die Nachrichten mussten kurz und bündig sein, da blieb für Persönliches oft kaum noch Platz. „Ich liebe dich“ wurde damals zu einem „XXX“ am Rande. Reagenzgläser, Lupen und Bunsenbrenner bestimmen das Bild des Labors aber es zieht mich weiter in die Küche. Lange, wollene Unterwäsche hängt über dem alten Kohleofen wie zum Trocknen. Natürlich benutzt diese Küche heute niemand mehr und die Unterwäsche moderner Polarforscher ist längst aus schnelltrocknender Kunstfaser. Auch die originalverpackten Haferflocken und historischen Tomatendosen müssen zum Glück nicht mehr verzehrt werden. Aktuelle Antarktisdiäten sind im allgemeinen ausgewogener und Vitamine stehen hoch im Kurs. Als ich einige von den Cornedbeefdosen anhebe und auf ihr Gewicht prüfe, fühle ich mich plötzlich beobachtet. Durch die Küchenfenster lugen vorwitzige Pinguine.

Der Kern des ursprünglichen Gebäudes konnte bei den Renovierungsarbeiten glücklicherweise erhalten bleiben. Auch die Inneneinrichtung ist liebevoll im Stil der Fünfziger Jahre hergerichtet

worden. Die Treue zum Original bedeutet allerdings auch, dass die Männer der Station heute wie damals auf Komfort gänzlich verzichten müssen. Ihr Raum liegt gleich neben dem Postbüro. Licht flutet in das kleine Zimmer. Über primitiven Holzbettgestellen sind Borde angebracht. Peer Hoegs „Smilla's Sense of Snow“ lehnt an Bestimmungsbüchern zur Antarktischen Flora und Fauna. Kerzenleuchter dienen nachts als Leselampen. David und Norman leben, wie ihre Kollegen vor fünfzig Jahren ohne Heizung in der Antarktis, bereiten ihren Tee über einem kleinen Gaskocher zu, nachdem sie zunächst Schnee dafür geschmolzen haben und baden an sonnigen Tagen in der Bucht von Port Lockroy, bei einer Wassertemperatur von plus-minus 0° Celsius. Eine Dusche gibt es nicht. Nachts rollen sie sich in ihre Schlafsäcke und auf unsere Frage, ob es nicht oft bitterkalt wird, lachen sie nur: „Wir sind Homo Antarticus und haben uns längst an die Temperaturen vor Ort gewöhnt.“, und solle das Thermometer mal weit unter null rutschen „dann wickeln wir uns in Schaffelle.“

Es wird Zeit mich an den Postschalter vorzuarbeiten. Im Vorraum an einem Tisch mit Seeblick liegen Zeitschriften der 50ziger Jahre aus. Wer möchte, kann sich hier über den ersten Flug des Sputnik oder über Sorayas schicksalhaftes Eheleben informieren. Nach rechts geht es weiter in den eigentlichen Postraum. Zwischen Schaukästen und dem Verkaufsschalter eingeklemmt, versuche ich Sondermarken und Ersttagsbriefe auszusuchen. Das Gedränge in dem winzigen Raum ist groß. Neben Briefmarken und Postkarten werden auch Bücher, Hüte und T-Shirts verkauft. Baseballkappen werden aufprobiert, T-Shirts mit angewinkelten Ellbogen angehalten – zum Anprobieren ist natürlich kein Platz. Es wird stickig und warm in der Schlange, wir sind schließlich für polares Wetter gekleidet und die meisten von uns haben nicht mal ihre Mützen im Gebäude abgenommen. Endlich bin ich dran. Zwei Ersttagsbriefe vom 25. November 1996, dem Wiedereröffnungstag der kleinen Poststation sollen es sein. Das Motiv: Springende Buckelwale. Aber da sind noch andere Raritäten, denen ich nicht widerstehen kann, wie etwa die Ersttagsbriefe des British Antarctic Territory, abgestempelt in anderen Stationen, vor der Wiedereröffnung von Port Lockroy. Meteorologische Phänomene gehören ebenso zu den Motiven, wie die seit 1985 aus der Antarktis verdamnten Schlittenhunde, Flugzeuge und die militärische Geschichte der Antarktis im Zweiten Weltkrieg. Aber wieso heißt es

überhaupt Britisches Antarktisterritorium auf den Marken? Gehört die Antarktische Halbinsel also zu Großbritannien? Die Antwort lautet zweifelsfrei: Nein. Eine Reihe von Nationen hat im Zuge der Entdeckungs- und Erkundungsgeschichte der Antarktis territoriale Ansprüche erhoben. Durch den 1959 in Washington geschlossenen Antarktisvertrag wurden diese Claims jedoch vorerst „eingefroren“ und der Weiße Kontinent blieb bis heute statenlos. Das Abkommen bedeutete jedoch keinesfalls den Verzicht einer Vertragspartei auf Gebietsansprüche in der Antarktis, sondern lediglich, dass, solange dieses in Kraft ist, keine neuen geltend gemacht werden können. Der Vertrag beseelt von dem Gedanken, dass der Südkontinent für friedliche Zwecke allein genutzt werden sollte und nicht zum Schauplatz internationaler Zwietracht, ließ jedoch ein Hintertürchen offen für Siedlungspolitik und andere nationale Repräsentationen. Dies führte besonders auf der Antarktischen Halbinsel zu Spannungen. Dort vertreten drei Nationen vehement ihre Ansprüche. Den größten Sektor verlangt Großbritannien. Das sogenannte „British Antarctic Territory“ erstreckt sich von 20° West bis 80° West. Chile reklamiert mit „Nuestra Antartica“ einen Sektor zwischen dem 53° und dem 90° Westlicher Länge, Argentinien zwischen dem 25° und 75° Westlicher Länge.

Zur Bekräftigung dieser territorialen Forderungen wurden verschiedene Wege beschritten. Großbritannien schuf mit seinem Antarktisinstitut, dem British Antarctic Survey eine Institution, die die Erkundung und Erschließung koordinieren konnte. Die wenigen verfügbaren topographischen Karten im Halbinselbereich gehen denn auch auf britische Aufklärungsflüge und Vermessungen zurück. Demgegenüber scheinen die chilenischen und argentinischen Stationen in erster Linie als logistische Stützpunkte. Wissenschaftliche Aktivitäten stehen noch im Hintergrund. Zudem betreiben Chile und Argentinien eine Art „Siedlungspolitik“ auf dem Weißen Kontinent. Chile unterhält auf King-George Island (Teil des Südshetland Archipels) ein kleines Dorf von Angehörigen der Offiziere der Station „Teniente Marsh“. Die Häusergruppe „Las Estrellas“ ist seit 1984 bewohnt und die zum Teil kinderreichen Familien sind verpflichtet, über zwei Jahre hinweg in der Antarktis zu leben. Argentinien, seinerseits, unterhält mit der „Base Esperanza“ eine Überwinterungsstation im Weddellmeer, auf der neben einigen Biologen und Geologen hauptsächlich Angehörige der Streitkräfte leben. Zum dazugehörigen Dorf zählt auch eine kleine Schule für die

etwa 20 Kinder der Offiziere. Eine weitaus subtilere Form nationaler Repräsentation ist die Herausgabe eigener antarktischer Briefmarken. Sehr zur Freude der Philatelisten drucken zahlreiche Staaten Sonderwertzeichen und Ersttagsbriefe, die jeweils nur in den Postämtern ihrer Antarktisstationen zu erwerben sind – mit entsprechendem Stempel versteht sich. Nicht nur Chile und Argentinien bieten Postwertzeichen dieser Art an. Auch China, Russland, die Ukraine, Australien und – last but not least – Großbritannien geben ihre eigenen Marken heraus.

Ein eifriger Briefmarkensammler hatte mir vor der Abfahrt in die Antarktis einen vergilbten Briefumschlag mit Poststempel vom 4. Juli 1954 gezeigt, auf dem oben „Port Lockroy“ und unten „Graham Land“, wie die Antarktische Halbinsel damals in Großbritannien genannt wurde. Ein konzentrierter König George blickte mir über einer Landkarte fest ins Auge. Darüber stand zu lesen: „Falkland Islands Dependencies“. Meine Neugier war geweckt, vielleicht auch meine Sammelleidenschaft. Auf jeden Fall sollte ich auch nicht versäumen Postwertzeichen und Ersttagsbriefe für meinen Sammlerfreund zu erwerben.

Und selbst damit war meine Kaufwut natürlich noch nicht zu Ende. Freunde und Verwandte hatten mir aufgetragen, Briefe und Karten zu schicken. Ich frankiere sie allesamt mit den offiziellen Weihnachtssondermarken von 1997. Karikatur-pinguine sind darauf zu sehen, die Weihnachtslieder schmettern und sich vor der historischen Hütte von Port Lockroy eine Schneeballschlacht liefern. Stempeln darf ich meine Briefe jedoch leider nicht selbst. Postmeister Burkitt besteht darauf, dass alles seine Richtigkeit hat und setzt schwungvoll den kleinen runden Stempel (28 mm im Durchmesser) mit der Aufschrift „British Antarctic Territory, Port Lockroy“ auf unsere Briefe. „Anschließend“, so erklärt er uns stolz, „geht die Post an Bord eigens autorisierter Schiffe, wie etwa dem Eis-Patrouillenschiff „Endurance“ nach Port Stanley auf den Falklandinseln und von dort mit Flugzeug nach London. Erst dann, werden die Briefe und Karten an ihren Bestimmungsort weitergeleitet. Mit etwas Glück, können die Grüße so schon in zwei Wochen beim Empfänger eintreffen. „Aber“ und da muss er schalkhaft lachen, „die Laufzeit hängt natürlich davon ab, wie häufig

ein britisches Schiff bei uns vorbeikommt. Manchmal vergehen bis zu zwei Monate, bis die Post bei uns in Port Lockroy abgeholt wird.“

Zwei Monate, das scheint eine lange Zeit zu sein – nicht nur für unsere Ansichtskarten, sondern auch für die beiden Männer von der Post. Wie steht's denn eigentlich mit Sicherheit und Versorgung in dieser Eiswüste? „Glücklicherweise verfügen wir über ein modernes Radiogerät, mit dem wir regelmäßig Kontakt zu Kreuzfahrt- und Forschungsschiffen aufnehmen können“, erklärt Norman. „Na, und dann vergisst nicht“ wirft David ein, „dass wir zu den bestbesuchten Orten auf der Halbinsel gehören.“ Und da hat er natürlich Recht. Port Lockroy ist jeden Tag geöffnet und das über den gesamten Südsommer hinweg. Von Ende November bis Mitte März.

Aus: Monika Schillat, Logbuch: Antarktische Halbinsel, Córdoba/Argentinien, Editorial Fuegia, 2006, ISBN 987-05-1469-3

Warum können Pinguine eigentlich nicht fliegen?

Pinguine können wunderbar tauchen und schwimmen aber fliegen können sie nicht. Die meisten Fachleute sind sich aber darüber einig, dass sie von flugfähigen Vorfahren abstammen, eventuell von alkenähnlichen Vögeln. Und selbstverständlich gibt es dafür auch vernünftige wissenschaftliche Erklärungen, wie zum Beispiel die, dass sich ihre Flügel im Zuge eines Anpassungsprozesses in kleine Paddel mit besonders starker Muskulatur zurückgebildet haben und die Körper der Pinguine dabei gleichzeitig an Gewicht gewonnen haben, was natürlich ganz wunderbar ist, wenn man in kalten Klimazonen leben muss. Allerdings sind sie damit heute auch viel zu schwer zum Abheben und könnten schon allein wegen ihrer Speckschicht nicht mehr fliegen. Dafür sind sie aber enorm schnell wenn sie unter Wasser dahinschießen. Ihr glattes Federkleid verleiht ihnen eine Stromlinienform mit optimalen hydrodynamischen Eigenschaften. Die kompakte, plump wirkende Pinguingestalt entspricht dem idealen Längen- zu Breitenverhältnis von 4,5. Das wiederum ist eine Voraussetzung für einen geringen Strömungswiderstand.

Aber dennoch gab es eine Zeit, in der alles ganz anders war und sogar Pinguine fliegen konnten. Eine alte Legende der Indianer im Süden Patagoniens erzählt davon.

A

in den endlosen Stränden Patagoniens lebte einst ein wunderschöner Vogel, den alle Pinguin nannten. Sein Bauch war weiß, seine riesigen Schwingen glänzend und schwarz. Er war sogar größer als der gigantische Kondor. Und genau wie dieser flog er zu den höchsten Gipfeln der Anden empor, oder in einem Augenaufschlag zum Horizont und zurück. Manche meinten sogar, er hätte durch die Wolken und bis hinauf zu den Sternen fliegen können, aber das hatte nie wirklich jemand gesehen. So ein großer Vogel brauchte natürlich auch viel Auslauf und Platz, um seine Schwingen entfalten zu können. Morgens liebte er es,

zum Horizont zu eilen und mit der aufgehenden Sonne um die Wette zu fliegen. Um jeden Preis wollte er noch vor den ersten Sonnenstrahlen zurück am Strand sein. Am Anfang warteten die anderen Tiere noch ungeduldig auf ihn. Pelz- und Elefantenrobben, Gürteltiere, Guanakos und Kapsturmvögel applaudierten begeistert, wenn Pinguin mit unglaublicher Geschwindigkeit an ihnen vorbeizog. Die Sonnenstrahlen waren ja viel zu langsam für ihn. Der Erfolg war schön, aber bald wurde der Applaus für den riesigen Vogel wichtiger, als das Spiel selbst. Darum tat es besonders weh, dass einige der anderen Tiere schnell die Lust am morgendlichen Schauspiel verloren. Es war ihnen nicht entgangen, dass der riesige Vogel auf sie herabblickte, sie nie einlud, einmal mit ihm zu spielen, schwimmen oder langsam spazieren zu fliegen. Und natürlich gab es auch noch anderes zu tun, als diesem gigantischen Angeber zu applaudieren.

Pinguin fühlte sich unverstanden. Aber es war ja auch kein Wunder, sagte er sich, dass diese unnützen Kreaturen nicht verstehen konnten, wie großartig er wirklich war. Sie konnten ja nicht wissen, wie unwichtig sie selbst aus der Höhe aussahen. Die faulen Pelz- und Elefantenrobben wurden zu braunen Flecken aus der Luft und man hätte meinen können, sie seien nichts weiter als Steine, die jemand achtlos an den Strand geworfen hatte. Guanakos waren zwar weitaus eleganter, aber auch sie sahen aus der Entfernung nur noch aus, wie unstete Grashüpfer und mit denen wollte er sich nicht abgeben. Und die anderen Vögel? Einfach lächerlich, wie sie so gemächlich ihre Runden in der Luft zogen! Bei dem Tempo könnten sie ja ebensogut auch zu Fuß gehen!

Während Pinguin so unzufrieden mit sich und der Welt gelangweilt Spiralen flog, gelangte er unmerklich in immer höhere Luftschichten. Längst war er an den höchsten Gipfeln der Anden vorbeigeflogen, war durch die wenigen Schäfchenwolken am Himmel gestoßen und schaute jetzt überrascht nach unten. Er sah die Küstenlandschaft unter sich. Nur dass das Meer aus

dieser luftigen Höhe zu einer glatten Decke geschrumpft war. Dunkel und blau lag sie unter ihm. Tiere waren überhaupt nicht mehr zu sehen und plötzlich fragte sich Pinguin, ob es ihm wohl gelänge aus dieser Höhe nach Fischen zu tauchen, blind, ohne sie sehen zu können. Das war doch mal ein Abenteuer ganz neuer Art. Pinguin begann vor Aufregung am ganzen Körper zu beben. Er würde mit der Natur selbst in Wettstreit treten, was für eine Herausforderung!

Pinguin schloss die Augen, schoss steil durch die Wolken nach unten. Immer schneller kam der blaue Teppich auf ihn zugeflogen und schließlich tauchte Pinguin mit einer höllischen Geschwindigkeit in die Fluten ein. Bald kam er mit einem Schnabel voller Fische wieder an die Oberfläche, spuckte diese an den Strand und stieg schnell wieder in schwindelnde Höhen auf. Viele Male wiederholte sich dieses Schauspiel, bis einer der großen Bartenwale ihn aus sicherer Entfernung erspähte und seinen Augen nicht trauen konnte. Kaum zu glauben, dass ein Tier Patagoniens, so sinnlos Fische töten sollte. Der Wal war empört und schockiert. Zischend atmete er aus und mit dem Blas entwich ein entsetzlich schmerzvoller Seufzer. So laut war der Seufzer, dass er bis in die tiefsten Tiefen des Meeres und sogar bis zum Meeresgrund gehört werden konnte. Dort lebten die drei Schöpfungsgötter in ihrem Muschelpalast. Als sie den Seufzer hörten, fuhren alle drei erschrocken zusammen. Was war da los? Schnell ließen sie den Wal zum Palast rufen.

Mit gerunzelter Stirn hörten sie seinen Bericht. Das war wirklich nicht zu glauben. Die Götter sandten die Seepferdchen-Patrouille aus, um Pinguin vorladen zu lassen. Bald stand Pinguin mit hoch erhobenem Kopf vor ihnen im Thronsaal. "Sag mir: Was soll dieses sinnlose Töten?" fuhr der erste der Götter den stolzen Vogel an. Pinguin zuckte achtlos die Schultern und sah weg. Nach kurzem Zögern antwortete er aber doch, nur wagte er es nicht, dem Gott in die Augen zu sehen. "Na was soll schon sein? Ihr habt doch tausende von Fischen im Wasser. Da macht es doch wohl wirklich nichts, ob ich ein paar hundert am Tag erledige, oder? Schließlich muss ich ja trainieren. Was kann

schon wichtiger sein, als das, eh?" – "Aha, so ist das also!", schnaubte der zweite der Götter, "Deine Flugkünste sind Dir offensichtlich zu Kopf gestiegen. Mal sehen, was wir gegen dieses arrogante Verhalten tun können." Die drei begannen langsam um Pinguin herumzuschwimmen und schließlich meinte der dritte Gott: "Da wird uns bestimmt was einfallen." Nun wurde es Pinguin aber doch mulmig, nervös begann er mit den Flügeln zu schlagen.

Plötzlich brach die schwimmenden Götter ihre Runden ab, kamen abrupt vor Pinguin zum Stehen und lächelten den verwirrten Vogel an. "Wir wissen jetzt was Dein Problem ist. Es ist nicht gut, dass Du soviel Zeit allein mit Dir selbst verbringst. Du brauchst Spielkameraden und Freunde, solltest Spaß und Gesellschaft haben." Darauf begannen sie erneut, um Pinguin herumzuschwimmen, aber diesmal murmelten die drei etwas vor sich hin und schnippten auch mehrfach mit den Fingern. Pinguin fühlte sich seltsam. Seine Flügel begannen zu schrumpfen, wurden immer kürzer und verwandelten sich plötzlich in kleine, harte Paddel.

Er versuchte, mit den kleinen Stummelflügeln zu fliegen – aber es ging nicht. Pinguin blieb dem Boden verhaftet. Zurück an seinem Strand musste er lernen zu Fuß zu watscheln und unter Wasser zu schwimmen. Dabei lernte er viele hilfsbereite Robben und Seeschildkröten kennen, auch die dicken Elefantenrobber gaben Pinguin Ratschläge zu seinem Training. Und bald wurden alle gute Freunde. Pinguin gewann zwar keine Wettkämpfe mehr, aber das machte ihm nichts aus, er war viel zu glücklich, um sich zu fragen, ob er lieber fliegen wollte.

Freie Übersetzung der Autorin aus dem Spanischen. Text im Original von: Graciela Falbo, Mitos, leyendas y cuentos muy, muy antiguos, El Ateneo, Buenos Aires, 1997.

Aus: Monika Schillat, Logbuch: Antarktische Halbinsel, Córdoba/Argentinien, Editorial Fuegia, 2006, ISBN 987-05-1469-3

Pinguinforschung unter dem Briefkasten

Aus: Monika Schillat, Logbuch: Antarktische Halbinsel, Córdoba/Argentinien, Editorial Fuegia, 2006, ISBN 987-05-1469-3

Die Zahl der Reisenden in die Antarktis hat in den letzten zehn Jahren drastisch zugenommen und so auch die Besorgnis über negative Auswirkungen der Besucher auf die noch relativ unberührte Umwelt des Weißen Kontinents. Heute liegen eine Reihe von Studien vor, die Besucherauswirkungen auf Pinguinkolonien zum Thema haben. Pinguine und ihr Verhalten – zumindest an Land – sind relativ leicht zu beobachten, andererseits wurden auch gerade ihre Kolonien bevorzugt von den großen und kleinen Kreuzfahrtschiffen angesteuert. Für viele Wissenschaftler gelten die kleinen Kerle als sensible Indikatoren für Störungen. Die Mehrzahl der Studien wurde an den im Norden der Antarktischen Halbinsel brütenden Adelie-Pinguinen (*Pygoscelis adeliae*) vorgenommen und weisen durchaus widersprüchliche Ergebnisse vor. Während Wilson, Reid, Wöhler und Giese (01) in ihren Arbeiten Auswirkungen auf die Physiologie der Adelies, sowie deren Brutverhalten, Verbreitung und Anzahl nachweisen konnten, haben Nimon, Ölke, Parmelee und Parmelee, sowie Fraser und Patterson (02) stichhaltig belegen können, daß der Kontakt zwischen Mensch und Pinguin keinerlei Auswirkungen auf die Anzahl der brütenden Vögel in der Kolonie, deren Körpereigenschaften, Verbreitung oder Gesamterfolg beim Brüten hat. Dazu kommt, daß bislang nur wenige Studien an Orten vorgenommen wurden, die tatsächlich regelmäßig von Touristen aufgesucht werden und nicht nur von Wissenschaftlern, die Besucherverhalten simulieren. Eine zusätzliche Voraussetzung für ernsthafte Studien, ist das Vorhandensein einer Kontrollkolonie in unmittelbarer Nähe der zu untersuchenden Tiere. Diese zweite Gruppe von Pinguinen sollte denselben Lebensbedingungen ausgesetzt sein, nur eben keinen Besuch von Touristen erhalten.

Auf der kleinen Insel Goudier sind diese Bedingungen geradezu in idealer Weise gegeben. Port Lockroy gehört zu den meist besuchten Zielen auf der

Antarktischen Halbinsel mit einer durchschnittlichen Besucherzahl von etwa 100 Touristen täglich. Andererseits besteht die Möglichkeit die vorhandene Pinguinkolonie – hier handelt es sich um Eselspinguine – in zwei Gruppen zu unterteilen. Die erste – den Besuchern ständig ausgesetzt – erstreckt sich vom Landesteg bis direkt unter Treppe und Küchenfenster der historischen Station. Hier sind die Pinguine einem Besucheransturm von etwa jeweils 30 Personen ausgesetzt, deren Aufenthalt bis zu zwei oder mehr Stunden andauern kann. Zwar werden Touristen auf der Insel fachmännisch gemäß den Besucherrichtlinien des Antarktisvertrags von 1994 geführt und nicht sich selbst übelassen, aber trotzdem kommen Mensch und Pinguin oft auf Tuchfühlung. Einige aberwitzige Vögel nisten unmittelbar am Wegrand und am Landungssteg, so dass der vorgeschriebene Mindestabstand von fünf Metern beim besten Willen nicht eingehalten werden kann. Tourist und Pinguin stehen sich auf Armeslänge Auge in Auge gegenüber.

Auf der östlichen Seite der Insel haben die Vögel weit weniger Stress. Sie leben *off limits* für Besucher und letztere können sie nur aus etwa 30 m Entfernung beobachten. Der englische Ökologe Norman Cobley (03) machte sich im Südsommer 1996/97 zur Aufgabe das Brutverhalten beider Gruppen zu erforschen und musste dafür oft genug Schläge in Kauf nehmen. Pinguinflügel sind hart wie Ruderblätter, und wer versucht Pinguinküken regelmäßig zu wiegen, läuft Gefahr ernsthaft verletzt zu werden. Norman registrierte unter anderem das Gewicht frisch geschlüpfter Vögel und wiederholte die Prozedur nach 20 Tagen, um die Entwicklung der kleinen Eselspinguine verfolgen zu können. Eine weitere Variable der Studie war die Anzahl der Nester und der allgemeine

Bruterfolg der jeweiligen Kolonie. Auch historisches Material fand Verwendung in seiner Studie. Über 40 Jahre hinweg hatten Wissenschaftler und Reisende die Insel und ihre Tierwelt beschrieben, so dass ihre Beobachtungen und neuere Untersuchungen zumindest einen Trend bezüglich der Entwicklung der Pinguinkolonie aufzeigen zu können. Zwischen 1967 und 1985 konnten noch keine nistenden Vögel auf der Insel Goudier beobachtet werden. Lediglich ein paar Einzelgänger verirrten sich auf das Eiland. Die ersten Brutversuche datieren aus dem Jahr 1986; zwischen jenem Jahr und 1997 wuchs die Zahl der brütenden Pinguinpaare auf 699 an. Die verzeichnete mittlere Wachstumsrate von 3,8 % liegt sogar um einiges höher als die Wachstumsrate vergleichbarer Kolonien an den benachbarten Küsten, wie etwa „Alice Creek“. Natürlich so der junge Wissenschaftler, variiert die Zahl der Tiere von Jahr zu Jahr und es kann sogar passieren, dass die gesamte Kolonie durch eine Klimakatastrophe – wie Überschwemmung oder lang anhaltende Schneestürme – Jungtiere und Eier verliert. Die überlebenden erwachsenen Pinguine kehren dann zurück ins Meer und versuchen ihr Glück erneut im folgenden November. Um also der Gefahr des Aussterbens vorzubeugen, brüten Eselspinguine in erfolgreichen Sommern sogar zwei Eier aus. Ihre einzigen natürlichen Feinde zu Wasser sind Seeleoparden und Schwertwale und aus der Luft Skuas, bullige Raubmöwen. Letztere sind wendige Räuber. Sie greifen Jungvögel an, stehlen Eier im großen Stil. Dennoch haben es die Eselspinguine in den letzten Jahren geschafft, ihre Kolonien zu expandieren. Und das geschah selbst dort, wo sie von gestikulierenden und lärmenden Touristen belästigt wurden. In seiner Studie für das britische Antarktisinstitut (BAS) konnte der Ökologe keinerlei negative Auswirkungen auf das Paarungs- und Brutverhalten seiner

Schützlinge feststellen. Trotzdem, so warnt Cobley, läßt sich nicht ausschließen, dass die Kolonien in weniger erfolgreichen Sommern sensibler auf menschliche Präsenz reagieren könnten. Was uns stets daran erinnern sollte, unseren Mindestabstand von den Tieren zu wahren, möglichst leise und langsam auf die Kolonie zuzugehen und abrupte Bewegungen zu vermeiden.

- (01) R.P. Wilson, et. al, (1991), People in Antarctica – hoch much do Adelie penguins care?, *Polar Biol* 11:363-370; B. Reid (1968), An interpretation of the age structure and breeding status of an Adelie penguin population. *Notornis* 15:193-197; E.J. Woehler et. al. (1994), Impacts of human visitors on breeding success and long-term population trends in Adelie penguins at Casey, Antarctica. *Polar Bol* 14:269-274; M. Giese (1996), Effects of human activity on Adelie penguin breeding success, *Biol Conserv* 75:157-164.
- (02) A.J. Nimon et. al. (1995), Heart rate of disturbed penguins, *Nature* 374:415; D.F. Parmelee/J.M. Parmelee (1987), Revised penguin numbers and distribution for Anvers Island, Antarctica, *British Antarctic Survey Bulletin* 77:109-129; H. Oelke (1975), Breeding behaviour and success in a colony of Adelie penguins, *Pygoscelis adeliae*, at Cape Crozier, Antarctica. In: Bernard Stonehouse (Ed.), *The biology of penguins*, Macmillan, London, pp. 363-395; W.R. Fraser/D.L. Patterson (1997), Human disturbance and longterm changes in Adelie penguins populations: a natural experiment at Palmer Station, Antarctic Peninsula, in: B.

Battaglia et. al. (Ed.), Antarctic communities: species, structure and survival. Proceedings of the VI SCAR Biology Symposium, University Press, Cambridge, pp. 445-452.

- (03) Cobley, N.D./Shears, J.R., Breeding performance of gentoo penguins (*Pygoscelis papua*) at a colony exposed to high levels of human disturbance, Paper for the British Antarctic Survey, Natural Environment Research Council, 1999.

Aus: Monika Schillat, Logbuch: Antarktische Halbinsel, Córdoba/Argentinien, Editorial Fuegia, 2006, ISBN 987-05-1469-3